

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 31 (1927-1928)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Im Reiche des Sonnengottes : durch die Stromschnellen des Napo :  
Tierleben im Urwald [Schluss]  
**Autor:** Hintermann, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669403>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Weg hinter der Stadtmauer zu gehen, den man sonst im Dunkel meidet. Unser Herrgott schenkt nichts weg, nicht einmal sechs Groschen. Christine! dieses Brot wird uns gesegnet sein und das Brot wird im Hause nie mehr ausgehen, wenn wir das Kind, um dessentwillen uns das Brot geschenkt ward, behalten und zu einem frommen und tüchtigen Mann erziehen. Im Unseggen werden wir das Brot essen, wenn wir das Kind hinweggeben. Anfangs wirst du die größte Last haben, nachher aber kommt sie an mich; wir wollen ehrlich teilen, was mit diesem Kind ins Haus eingezogen ist, die Sorgen und den Segen. Johann Friedrich, armes Waisenkind — Friedrich sollst du von uns genannt und ein Musikant werden! Und es soll dir besser damit glücken als deinem Pflegevater."

Christine erschraf über die Bestimmtheit Heinrichs und seinen entschiedenen Ton. Er war ein ganz anderer geworden, seit er das Kind und das Brot auf den Tisch gelegt. Zum erstenmal empfand sie die Autorität des Chemannes, davor sie sich beugen müsse. Die Worte von dem Segen, der nur auf Brot und Kind verbunden ruhe, durchhebten ihr abergläubisches Gemüt. So resolut sie sonst gewesen: — gerade hier,

wo das Weib zu reden berufen war, fühlte sie sich als das schwache Weib. Sie erhob mancherlei Einwand, unter Tränen sogar, aber sie kam nicht auf gegen die fast religiöse Begeisterung des Mannes. Zuallerlezt verschanzte sie sich hinter die böse Nachrede der Freunde und Nachbarn. Wie werde man es ihnen, die selbst arme Leute, auslegen, daß sie ein Findelkind zu sich genommen, vermutlich, damit der Stadtpeifer es mit seinen Projekten und Notenpapier schnitzeln großfüttere?

Heinrich sprach trülig:

„Ziehn dir die Leut' ein schiefes Maul,  
So sei im Gesichterschneiden auch nicht faul —  
sagt Doktor Martin Luther, und ich denke,  
wir sind beide gut lutherisch.“

Dann nahm er das Brot, schnitt es an und setzte den Wasserkrug auf den Tisch. „Jetzt wollen wir schweigen und in Frieden unser Abendbrot essen. Hast du aber erst geschmeckt, Christine, wie köstlich dieses Brot ist, und wie der Hofbäcker nie ein gleiches gebacken, dann werden dir die Augen aufgehen, daß du Gottes Hand erkennst, die dieses Kind gerade uns, und uns allein, überantwortet hat, wer weiß, zu welchem Ende!“

(Fortsetzung folgt.)

### August-Mittag.

Die Lust so still! Kein leiser Hauch  
küßt sacht das gelbe Ahrenfeld;  
Die Sichel schweigt; in Mittagsruh'  
Schwelt rings die satte Sommerwelt!

Die Sonne brennt; der Halm senkt müd'  
Das Haupt und . . . er erzittert leis';

Ob er im Traum die Zukunft schaut  
Und seine Stunde kommen weiß?

Kein Wölklein zieht am Himmelsblau,  
Kein Vöglein grüßt von Ferne nur;  
— Die Welt ist wohl vor Andacht stumm,  
Weil rings so segenschwer die Flur? Paul Müller.

### Im Reiche des Sonnengottes.

Fortsetzung des 12. Kapitels.

Durch die Stromschnellen des Napo. Tierleben im Urwald.

Von Dr. H. Hintermann.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise wie die Arauschildkröte wird auch der im ganzen Amazonasgebiet gleichfalls häufige Pirarucu gewonnen. Es ist das ein Flussfisch von geradezu riesigen Dimensionen. Er soll eine Länge bis zu vier Meter und bisweilen ein Gewicht bis zu vierhundert Kilo erreichen. Sein geräuchertes Fleisch bildet oft die Hauptnahrung der ärmeren Bevölkerung des Amazonasgebietes. Nach Le Cointe sollen allein im brasiliischen Teile Amazoniens jährlich über 3,000,000 kg von solch

geräuchertem Pirarucufleisch gegessen werden.

Senor Perez schien ein großer Tierfreund zu sein. Außer einigen gezähmten Mutums (Hühnervögeln), einer Schar Araras und Blaufisternamazonen besaß er auch einen Macaco de noite (Nachtaffen) nebst zwei Jungen. Es sind das kleinen Tiere von grauer Farbe und gedrungenem, kräftigem Körperbau. Sie leben meist im Walde unter der Rinde halbfauler, hohler Baumstämme. Man fängt sie, indem man kräftig an den Baum klopft. Dann kommen

sie wütend und angriffslustig oben heraus und können dann leicht ergriffen werden. Es gibt wohl auf der weiten Erdenrunde kaum einen schlechter gesauerten und griesgrämigeren Gefellen, als einen solchen Macaco de noite. Auf die geringste Störung hin fährt er auch gegen seinen Pfleger wütend auf, faucht dabei ähnlich einer Katze und heißt heimtückisch drauf los, wo immer sich ihm Gelegenheit bietet.

Von Señor Perez erfuhr ich auch, daß gegenwärtig die Lancha Carolina in Aguarico unten stationiert sei und schon im Laufe der nächsten Tage nach Iquitos am oberen Amazonas abgehen werde. Auf diese Nachrichten hin brachen wir unverzüglich auf, da ich hoffte, diese günstige Fahrtgelegenheit an der Grenze Ecuadors noch rechtzeitig zu erreichen. Allein meine Yumbos ließen sich trotz meiner Mahnungen in ihrer Faulheit wenig stören. Sowohl an diesem wie auch am folgenden Tage ruderten sie nur selten und ich sah voraus, daß mir in Aguarico nur die Wahl bleiben würde, entweder ein bis zwei Monate auf den nächsten Dampfer zu warten oder die Weiterreise auf dem untern Napo mit einem andern Boote allein anzutreten. Spät am Abend erreichten wir auf dem nunmehr zum breiten Strom gewordenen Napo die Einmündung des Rio Yasuni, wo wir auf einer großen schönen Insel lagerten.

Wohl tönte aus der Nähe das bekannte Affenkonzert; allein auf die Jagd gehen wollte ich nicht, weil ich immer noch hoffte, der Hunger würde meine Leute am nächsten Tage zu raschem Vorwärtskommen treiben. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Statt mehr zu rudern, machten sie alle Augenblicke Halt, um zu sehen, ob nicht im Walde irgend etwas Eßbares aufzutreiben sei. So war es denn kein Wunder, daß bei unserer endlichen Ankunft in Aguarico der Dampfer längst abgefahren war.

Immerhin dürfte wohl kaum ein Tag der ganzen Reise so abwechslungsreich und aufregend gewesen sein, wie der unserer Ankunft an der Grenze Ecuadors. Im Tagebuch finden sich über diese denkwürdigen vierundzwanzig Stunden folgende Aufzeichnungen:

Freitag, den 18. Februar 1925,  
Lancha Carolina, peruanischer Teil des Napo,  
50 km unterhalb Aguarico.

Das Unmögliche ist trotzdem möglich geworden. Die Grenze Ecuadors liegt hinter mir und die zehntägige Plackerei mit den Yumbos ist

zu Ende. Donnerstag Abend spät haben wir, kaum fünf Stunden von Aguarico entfernt, auf dem rechten Ufer des Napo unser Lager aufgeschlagen, da die Indianer sich weigerten, während der Nacht weiterzufahren.

Zu essen gibt es den ganzen Tag nichts, und auch am Morgen müssen wir ohne Frühstück fort. Kurz nach der Wegfahrt begegnet uns das Boot eines weißen Kautschuksammlers, der mit einem Dutzend Indianer flussaufwärts fährt. Von ihm erfahre ich, daß die „Carolina“ etwa um elf Uhr von Aguarico wegfahren werde. Wenn wir fleißig rudern, wird es somit möglich sein, die Lancha noch zu erreichen. Infolgedessen treibe ich meine Yumbos zur Eile an. Allein diese haben entweder trotz meiner Beichten die Ursache meines Drängens nicht begriffen oder sie rudern absichtlich langsam, nur um mich zu ärgern. Zu allem Unglück stehen auch noch mehrmals Pupunapalmen in der Nähe des Ufers, so daß die Leute trotz meines Protestes an Land fahren, um ganze Büschel der großen, tomatenähnlichen Früchte zur späteren Chicha-Bereitung herunter zu holen. Dadurch geht wertvolle Zeit verloren, die wir bei dem langsamem Rudern natürlich nicht mehr einbringen. Da meine Taschenuhr seit dem Marsche durch den Sumpfwald der Serra da Guacomo-jo ihren Dienst oft einstellt, bin ich zur Schätzung der Zeit allein auf die Sonne angewiesen. Endlich, wie diese bereits nahe dem Zenith steht, erweitert sich der Fluß; riesige, hohe Sandbänke tauchen auf und wenig später wird Aguarico selbst sichtbar.

Der nur aus wenigen Holzhäusern bestehende Ort liegt erhöht auf dem linken Ufer des Napo, direkt unterhalb der Einmündung des Rio Aguarico. Kaum angekommen, eile ich an Land und erkundige mich beim Chefe politico nach der Lancha. Sie ist vor mehr als einer halben Stunde abgefahren. Allerdings nehme sie weiter unten Holz zur Kesselfeuерung ein, so daß vielleicht eine Möglichkeit bestehet, sie dessen ungeachtet einzuholen. Auf diese Mitteilung hin beschließe ich sofort, den Versuch zu unternehmen, den Dampfer mit den Yumbos zu erreichen. Allein der Chefe politico scheint den Beweis erbringen zu wollen, daß die Bureaucratie auch jenseits der Kultur noch recht hübsche Blüten zu treiben vermöge. Er zeigt mir ein Reglement, das den ecuadorianischen Eingeborenen streng verbietet, ohne ausdrück-

liche Bewilligung des Gouverneurs „ins Ausland zu gehen“. Auf meinen Einwand, daß die Leute ja spätestens in einigen Stunden wieder zurück seien, erklärte mir der Mann rund heraus, daß er eine Einwilligung unter keinen Umständen geben werde; ich solle nach der peruanischen Militärstation Cabo Pantoja hinüber und sehen, ob mir der Hauptmann Muro vielleicht ein Boot mit einigen Soldaten geben könne. Da jede Minute kostbar ist, eile ich sofort durch den schmalen Durchlaß in dem Stacheldrahtverhau, der die Staatsgrenze darstellt, auf das peruanische Gebiet hinüber. Hier sieht es recht kriegerisch aus. Auf mehreren hölzernen Wachtürmen mit glockenartig übereinander gestülpten Dächern stehen blau uniformierte Soldaten mit geladenem Gewehr und überwachen den Fluß. Ein Sergeant erkundigt sich nach meinem Begehr und führt mich auf meinen Wunsch in das auf Pfählen ruhende Haus des Hauptmanns. Der Empfang daselbst ist sehr wohlwollend, allein auf meine Bitte erklärte Hauptmann Muro, daß auf der Station keine Zivilisten seien, und daß er von seinen Soldaten augenblicklich niemand entbehren könne. Nach seiner Ansicht sei es lächerlich, daß die Ecuadorianer die Yumbos nicht bis zur Lancha hinunterfahren lassen, da der Dampfer ja noch nicht einmal außer Sichtweite sei. Dabei zeigte er zum Fenster hinaus, wo man in der Ferne am linken Flussufer in der Tat noch eine kleine Rauchsäule aufsteigen sah. Ich solle, meinte der Hauptmann, nur nochmals zum Chefe politico hinübergehen und ihm sagen, daß von peruanischer Seite der Rückkehr der Yumbos keine Schwierigkeiten bereitet würden und daß zur größeren Sicherheit noch der Polizist von Aguarico ja im gleichen Boote mitfahren könne.

Auf diese Mitteilung eile ich sofort wieder auf das ecuadorianische Gebiet hinüber und lege dem Chefe politico die Sache dar. Nach langerem Hin und Her erklärte sich dieser mit dem Vorschlage einverstanden, und wir fahren weg. An der Grenze selbst gibt es jedoch einen neuen Aufenthalt, denn dort muß mein Paß visiert und die Zollrevision meines Gepäckes vorgenommen werden. Zum Glück hat Hauptmann Muro mehr Verständnis für meine Lage als die Ecuadorianer, und die Formalitäten werden mit anerkennenswerter Prompttheit erledigt.

Durch die Anwesenheit des Polizisten mit seinem Stock eingeschüchtert, rudern die kurz

vorher noch so frechen und tragen Indianer, daß es eine Freude ist. Der biedere Vertreter der Staatsgewalt selbst benützt die sich so rasch nicht wieder bietende Gelegenheit zu einem kleinen Geldgeschäft. Er offeriert mir nämlich, die ecuadorianischen Sucres, die er noch in meinem Besitz vermutet, in peruanische Sols umzuwechseln. Natürlich habe ich keine Ahnung, wie deren Kurs gegenwärtig steht. Nach meinem Gefühl kommen die Sols auch reichlich teuer zu stehen; aber schließlich bin ich froh, daß ich zur Bezahlung des Fahrpreises auf der Lancha nunmehr peruanisches Geld habe. Im übrigen mag ich dem Manne den Profit wohl gönnen. Raum sind wir jedoch mit diesem Geschäft zu Ende, so langt der Mann noch eine große Flasche mit einem halben Dutzend „eingemachten“ Giftschlangen hervor, in der Meinung, daß ich ihm diese abkaufen solle. Nach seiner Ansicht seien diese für einen „naturalista“ (Naturwissenschaftler) mindestens fünfzig amerikanische Dollars wert, er wolle sie mir aber ausnahmsweise für vier Dollars abgeben (beim Geldwechseln hat er nämlich bemerkt, daß ich u. a. gerade noch vier solche habe). Da die Erreichung der Lancha natürlich von den Befehlen abhängt, die der Polizist den Rudernern gibt, muß ich wohl oder übel diese Giftschlangen „schlucken“. Dafür treibt der Mann nun die Yumbos an, daß diesen der Schweiß nur so über den nackten Körper herunterläuft. Allein alle Anstrengungen erweisen sich als vergeblich. Wie wir um die letzte Flusskrümmung fahren, die uns vermeintlich noch von der Lancha trennt, ist diese längst verschwunden. Da der Chefe politico Weisung gegeben hat, unter keinen Umständen weiter zu fahren, bleibt nichts anderes übrig, als nach Aguarico zurückzukehren. Dem Polizisten ist dieser Ausgang keineswegs unangenehm, denn er hat zu Hause noch allerlei Dinge, die nach seiner Ansicht für einen „naturalista“ von unschätzbarem Werte sind. Allein meine Kauflust ist dahin, und wie wir nach zweistündigem Rudern wieder in Cabo Pantoja sind, werde ich den geschäftstüchtigen Vertreter der Staatsgewalt endlich los, allerdings nicht ohne daß er mir vorher noch für zwei peruanische Sols einen gezähmten Affen, einen sog. Tocon, verkauft hätte.

Meine Hauptfuge gilt natürlich der möglichst raschen Weiterreise, denn noch habe ich die Hoffnung, den Dampfer zu erreichen, nicht aufge-

geben. Nach den Angaben des Polizisten kann die Lancha nämlich des unsicherer Fahrwassers wegen nachts nicht fahren, sondern muß irgendwo am Ufer vor Anker gehen. Allein weder in Aguarico noch auf der peruanischen Militärstation ist ein Boot verkauflich. So entschließe ich mich, nochmals einen Besuch bei Hauptmann Muro zu machen. Er ist eben am Abendessen und wie er hört, daß ich bereits zwei Tage unfreiwillig gefaßt habe, lädt er mich mit echt spanischer Höflichkeit zum Mithalten ein. Ein Boot wäre mir zwar lieber gewesen, allein da der Hunger sich unangenehm bemerkbar macht, kann ich der Versuchung nicht widerstehen. Nach dem Essen, das ziemlich lange dauert, komme ich auf meine Angelegenheit zu sprechen. Mein Entschluß, die Lancha noch einzuholen oder falls sich dies als unmöglich erweisen sollte, allein nach Iquitos hinunterzufahren, freut den Hauptmann offenbar. Ein Boot hat er zwar nicht zu verkaufen, allein er verspricht auf andere Weise zu helfen. Auf ein Zeichen mit der Signalpfeife eilt der Sergeant herbei, und diesem gibt er den Auftrag, meine Kisten in ein kleines Boot zu laden und zusammen mit mir und einem weiteren Soldaten sofort der Lancha nachzufahren. Auf die Frage des Sergeanten, was geschehen sollte, falls wir den Dampfer während der Nacht nicht mehr erreichen sollten, erwidert ihm der Hauptmann zu meiner Freude sehr bestimmt: „Das gibt es nicht. Sie müssen sie erreichen; sie wird bei Torre Cusanos vor Anker liegen.“

Nun beginnt die abenteuerlichste Fahrt der ganzen Reise. Das kleine Boot, das höchstens für ein bis zwei Personen bestimmt ist, und nun außer dem schweren Gepäck deren drei fassen soll, taucht fast bis an den Bordrand ins Wasser. Die Dunkelheit ist hereingebrochen und ein furchtbares Ungewitter steigt an dem pechschwarzen Nachthimmel auf. Die Ufer des stellweise mehrere Kilometer breiten Stromes verschwinden im Dunkel. Stundenlang gießt es herunter wie mit Kübeln und das ohnedies nicht dichte, stark überlastete Boot füllt sich mehr und mehr mit Wasser. Um es am Sinken zu verhindern, muß ich das Rudern meinen Begleitern überlassen und mit dem großen Aluminiumfessel das Wasser auszuschnüppen suchen. Dabei ist mir der kleine Barrigudo-Affe, den ich von Puerto Napo mitgenommen und der sich des Wassers wegen verzweiflungsvoll an mei-

nen rechten Arm angeklammert hält, äußerst hinderlich. Allein umsonst versuche ich das völlig durchnässte Tier loszumachen und in seinen Korb zurückzulegen. Bei dem geringsten Versuche hierzu stößt es so durchdringliche, märterliche Schreie aus, daß ich die Absicht wieder aufgeben muß. Unsere Lage wird immer ungemütlicher. Von Zeit zu Zeit leuchtet ein greller Blitz die Oberfläche des Flusses ab und zeigt uns gewissermaßen als lebendiges „Memento mori“ die Krokodile, die bei den Sandbänken zu Dutzenden die Köpfe aus dem Wasser strecken. Dann wird es wieder dunkel und in der undurchdringlichen Finsternis haben wir keine Ahnung, wohin wir treiben. In der reizenden Strömung wird das Boot wiederholt gedreht, so daß es bald mit der Breitseite, bald verkehrt, bald normal stromabwärts treibt. Niemand spricht ein Wort. Meine Begleiter haben das Rudern längst eingestellt. Alle müssen aufs äußerste Acht geben, daß das Boot nicht plötzlich an ein Hindernis stößt und kentert. Schier endlos schleichen die Stunden dahin, und wie eine Erlösung scheint es uns, als um drei Uhr morgens in unmittelbarer Nähe ein Hahn zu krähen beginnt. Erleichtert atmen wir auf und fahren den Tönen nach. Am Ufer finden wir ein Lager von Indianern, die auf der Raubjagd begriffen sind. Von ihnen erfahren wir, daß die Lancha kaum eine Viertelstunde weiter unten, an einer den Soldaten wohl bekannten Stelle, vor Anker liegt. In der Tat taucht nach der angegebenen Zeit plötzlich ein rotes Licht aus dem Dunkel auf. Der Dampfer ist erreicht und wir können unsere durchnässten Sachen und die halberäußten Tiere in den noch warmen Maschinenraum zum Trocknen bringen.

Voll dankbarer Anerkennung für ihre Leistung verteile ich meine überflüssig gewordenen Ausrüstungsgegenstände an meine beiden Begleiter und lege mich völlig erschöpft nach der Aufregung zum Schlafe in die aufgespannte Hängematte.“

So das Tagebuch.

Als ich am nächsten Morgen nach Sonnenaufgang erwachte, war die „Carolina“ schon in voller Fahrt, und die beiden peruanischen Soldaten hatten ihre, aufwärts wohl mehrere Tage dauernde, Reise angetreten, ohne mich zu wecken und ohne daß es mir möglich gewesen wäre, ihnen meinen Dank auch in klingender Münze auszudrücken. Das letztere ärgerte mich nicht

wenig. Des fernerer hätte ich gerne auch noch einen anerkennenden Brief an Hauptmann Muro mitgegeben, dessen freundliches Entgegenkommen mir die Reise auf dem unteren Napo so erleichtert hatte.

Was nun folgte, war ein Leben in eitel Klang und Gloria. Die Lancha war zwar nur klein. Kabinen gab es keine, allein an Bord war sozusagen alles zu haben, was das Leben eines Kulturmenschen schön und angenehm macht. Die „Carolina“ war kein eigentlicher Passagierdampfer, sondern ein Handelssboot, das bei den Kolonisten Rautschuk und Elfenbeinnüsse gegen europäische Bedarfsartikel ein-tauschte. Infolgedessen war der einzige verschließbare Raum im hinteren Teil des Schiffes zu einem regelrechten Universalwarenlager eingerichtet. Bunte Stoffe und Bänder, Metallwaren, Frucht- und Gemüsekonserven, Zigarren, Tabak und Zigaretten lagen da neben Bienenhonig, feinen Likören und Flaschen mit Münchner Exportbier ausgestellt. Als ich diese Herrlichkeiten sah, kam ich ordentlich in Verlegenheit, für welche dieser lang entbehrten Dinge ich mich zuerst entschließen sollte.

Die Verpflegung auf der Lancha während der achtägigen Fahrt bis Iquitos am Amazonenstrom war übrigens mehr als reichlich. Dabei betrug der Fahrpreis nur vier peruanische Pfund zu zehn Sol, d. h. ungefähr fünfzehn amerikanische Dollar.

Um Nachmittag des vierten Tages seit der Abreise von Aguarico erreichten wir endlich die peruanische Militärstation an der Einmündung des Rio Curaray in den Napo. Die Besatzung besteht aus dem Kommandanten und zirka dreißig gut ausgebildeten Soldaten. Die zwei direkt am Ufer stehenden Wachtürme verleihen dem Ort, der keine Siedelung von Zivilisten enthält, ein ausgesprochen kriegerisches Gepräge. Wie bei Cabo Pantoja muß auch hier jedes vorbeifahrende Schiff zur Kontrolle seiner Papiere anhalten. Der Kommandant der Station empfing uns überaus gastfreundlich. Gegen Abend machten wir auf seine Einladung hin in einem mit sechs Soldaten besetzten Boote einen Abstecher auf dem in seinem Unterlauf völlig unbewohnten Curaray. Dieser Fluß ist schmäler als der Napo, hat aber einen viel gleichmäßigeren Wasserstand und wird infolgedessen in Zukunft einmal eine wichtige Verkehrsstraße zwischen Ecuador und dem Amazonastieflande bil-

den. Auf der Rückfahrt legten wir bei einer kleinen Lichtung auf dem rechten Ufer an, wo ein Dutzend Soldaten eben an einem riesigen, für vierzig Mann bestimmten Einbaum arbeiteten.

Während das Gebiet zwischen Aguarico und dem Curaray beinahe unbewohnt ist, scheint der eigentliche Unterlauf des Napo verhältnismäßig dicht besiedelt zu sein. An vielen Stellen erweitert sich der Fluß hier seeartig und verzweigt sich der vielen Inseln wegen in eine Menge von Armen. Obwohl wir oft mehrmals täglich an den zahlreichen Einzelsiedlungen hielten, um Rautschuk und Elfenbeinnüsse einzunehmen, erreichten wir schon kurz nach Mitternacht des siebten Tages seit unserer Abreise von Cabo Pantoja den Amazonas selbst. Von dort weg ging die Fahrt noch reichlich acht Dampferstunden aufwärts, bis die Lancha endlich um neun Uhr vormittags an dem großen schwimmenden Hafenquai des Städtchens Iquitos vor Anker lag. Mein erster Gang galt dem Telegraphen, der meinen Angehörigen zu Hause die glückliche Rückkehr in zivilisierte Gebiete melden sollte. Merkwürdigerweise werden die Telegramme von Iquitos nach Europa nicht den direkten Weg den Amazonas abwärts über Manaus-Para, sondern zunächst drahtlos über die Cordillere zum Stillen Ozean geleitet. Von dort weg gelangen sie auf einem ziemlich umständlichen Wege durch Kabel über Panama nach Europa.

In dem Städtchen selbst traf ich nach fünfmonatlicher Trennung meinen in Zentralbrasiliens verirrten schweizerischen Begleiter wieder, der entsprechend meinen Weisungen mit dem Rest des Gepäckes über Rio de Janeiro nach Para gereist und mit einem der großen Dampfer der Amazon-River-Company, dem „San Salvador“, in vierwöchentlicher Fahrt nach Iquitos hinaufgefahren war. Wir feierten ein fröhliches Wiedersehen und reisten schon nach wenigen Tagen mit demselben Dampfer den Amazonas abwärts nach Para, wo uns Herr Konsul Suter, der an meiner programmäßigen Rückkehr stark gezweifelt hatte, aufs freundlichste empfing. Die Heimreise selbst erfolgte von der Amazonasmündung mit einem italienischen Dampfer über Teneriffa-Gibraltar-Napoli-Genua.